

Toulan, Muth! Nichte Dein Haupt auf und sei stark. Der Kampf hat begonnen, Du mußt ihn durchsechten, oder sterben!“

Die Königin aber richtete ihr Haupt nicht wieder empor. Sie sah unendlich rührend aus in ihrer einfachen, schmucklosen Kleidung, in der bescheidenen sanften Haltung, unendlich rührend mit dem bleichen, schönen Gesichte, das sich vergeblich bemühte, nichts zu verrathen von der schmerzlichen Bewegung ihrer Seele!

Jetzt erhob sich der König von seinem Thron, und nahm seinen Federhut ab. Sofort auch richtete Marie Antoinette sich von ihrem Fauteuil auf, um stehend die Rede des Königs zu vernehmen.

„Madame,“ sagte der König, sich ihr mit einer leichten Verbeugung zuneigend. „Madame, ich bitte, setzen Sie sich.“

„Sire,“ erwiderte Marie Antoinette ruhig, „erlauben Sie mir zu stehen, denn es ziemt Ihrer Unterthanin nicht sitzen zu bleiben, wenn der König steht.“

Ein Gemurmel durchlief die Reihen der Versammlung, ein lautes höhnißches Lachen erschallte von der einen Seite. Marie Antoinette schrak zusammen, als habe eine Natter sie verwundet und mit einem Blitze des Jornes slog ihr Auge hinüber nach der Seite, von woher das Lachen ertönt war, und sie erkannte den Lacher! Es war Philipp von Orleans, der gelacht hatte. Er gab sich auch jetzt nicht die Mühe, sein lachendes Gesicht in ernste Falten zu legen, er schaute mit herausfordernden, trotzigem Blicken hinüber nach der Königin, er sagte es ihr mit diesen Blicken, daß er ihr Todfeind sei, daß er Rache nehmen würde für die Verachtung, welche sie stets dem Wüßling bewiesen, Rache für das Bonmot, mit welchem sie ihn einstmals vor dem ganzen Hofe lächerlich gemacht. Das war damals gewesen, als der Herzog von Orleans, der Verschwender und der Geizige zu gleicher Zeit, die unteren Hallen seines Palais zu Läden hatte einrichten lassen, die er für hohen Mietzins an Kaufleute und Mäkler vergab. Da hatte Marie Antoinette dem Herzog bei seinem nächsten Erscheinen in Versailles gesagt: „Da Sie jetzt Läden halten und Handelsmann geworden sind, wird man Sie wohl nur an den Sonn- und Festtagen, wenn Ihre Läden geschlossen sind, in Versailles sehen!“

Daran dachte Philipp von Orleans in diesem Momente, da er mit hohnlachendem Gesichte die Königin anstarrte, und seine Blicke drohten ihr Rache und Vergeltung!

Aber jetzt begann der König seine Rede, mit der er die Versammlung seiner Reichstände eröffnen wollte. Die Königin hörte ihm in tiefer Bewegung zu, ein Gefühl unaussprechlicher Bangigkeit erfaßte ihre Seele, und wider ihren Willen füllten sich ihre Augen mit Thränen, die langsam über ihre Augen niederkloffen. Als der König am Schlusse seiner Rede sagte, daß er sich den treuesten, den aufrichtigsten Freund des Volkes

nenne, daß Frankreich seine ganze Liebe gehöre, da schaute die Königin mit einem sanften, bittenden Ausdruck empor, und ihre Augen schienen es den Deputirten sagen zu wollen: „Auch ich bin eine Freundin des Volkes! Auch ich liebe Frankreich!“

Der König hatte seine Rede beendet, der ein langes und lebhaftes Beifallsklatschen gefolgt war, und indem er sich wieder auf dem Thronessel niederließ, hatte er auch sein Haupt wieder mit dem brillantfunkelnden Hut bedeckt.

Im selben Augenblicke beeilten sich alle Herren vom Adel, welche sich in der Versammlung befanden, ihre Kopfbedeckungen aufzusetzen. Sofort setzte Graf Mirabeau, der Vertreter des dritten Standes, seinen Hut auf, einige andere Deputirte folgten seinem Beispiele, aber Toulan, den Mirabeau vorher gehindert hatte sein Knie zu beugen, Toulan wollte den stolzen Demokraten jetzt verhindern, sich zu bedecken in Gegenwart der Königin.

„Die Hüte heranter!“ rief er mit lauter Stimme, und hier und dort in dem Saale wiederholte man seinen Ruf.

Aber sofort auch ertönte es von anderen Seiten: „Setzt die Hüte auf! Bedeckt Euch!“

Kaum indessen hatte das aufmerksame Ohr des Königs diese unheimlich durcheinander schwirrenden Laute und Rufe vernommen, als er selbst mit einer eiligen Bewegung seinen Hut wieder abnahm, und sofort folgte die ganze Versammlung seinem Beispiele.

Toulan hatte seinen Willen durchgesetzt, die Versammlung blieb unbedeckten Hauptes in Gegenwart der Königin!

Endlich, nach vier langen, qualvollen Stunden war die Ceremonie beendet, und die Königin folgte dem Beispiele des Königs, sie erhob sich von ihrem Sitz, grüßte die Deputirten des Volkes mit einem Neigen des Hauptes und verließ an der Seite des Königs den Saal.

Einige Deputirten riefen: „Es lebe der König!“ Aber der Ruf verhallte, ohne Anklang zu finden. Keine einzige Stimme ertönte, um die Königin zu begrüßen. Aber draußen in den Vorhallen des Schlosses, draußen auf dem Schloßplatz, da ertönte ein lautes Rufen und Schreien, da rief das in ungeheureren Massen dicht zusammengedrückte Volk, welches von nah und fern herbeigeströmt war, mit lauten Rufen nach der Königin. Es hatte die Deputirten bei ihrem Eintritt in das Schloß gesehen, es hatte auch den König gesehen, der mit den Geralsständen in der St. Ludwigskirche gebetet hatte. Jetzt begehrte das Volk, begehrte die Neugierde der Menge, auch die Königin zu sehen!

Ein Strahl der Freude erglänzte bei diesen Rufen auf dem Angesichte der Königin. Sie hatte solche Rufe lange nicht vernommen! Seit jenem Unglücksjahr 1786, seit dem verlorenen Diamantproseß waren diese Rufe immer seltener geworden, waren endlich

ganz verstummt, und zuweilen statt dessen hatte die Königin, wenn sie öffentlich erschien, sich von lautem Rischen, von unwilligem Gemurmel begrüßt gesehen.

„Die Königin! Die Königin!“ tönte es immer noch herüber von dem großen Schloßhof! Marie Antoinette folgte dem Rufe, sie begab sich hinauf in den großen Saal, sie ließ die Flügelthüren, welche auf den Balcon hinausführten, öffnen, trat hinaus und zeigte sich dem Volk, und begrüßte es mit freundlichem Lächeln.

Aber statt der Jubelrufe, die sie erwartet hatte, trat plötzlich da unten in der dichtgedrängten Volksmasse ein unheimliches Schweigen ein. Keine Hand erhob sich, um sie zu begrüßen, kein Mund öffnete sich, um: „Es lebe die Königin!“ zu rufen.

Aber plötzlich rief eine freisichere Frauenstimme: „Es lebe der Herzog von Orleans!“ und der Ruf fand Beifall, ward hier und dort wiederholt, und plötzlich erschallte es in vielhundertstimmigem Chor über den weiten Platz: „Es lebe der Herzog von Orleans! Es lebe der Freund des Volkes!“

Die Königin, bleich und zitternd, schwante von dem Balcon zurück, und sank, einer Dymnastie nahe, in die Arme der Herzogin von Polignac, welche hinter ihr stand. Ihre Augen waren geschlossen, ein krampfhaftes Schluchzen drang aus ihrer Brust hervor.

Durch die geöffneten Thüren des Balcons hörte man noch immer das Volk jauchzen und rufen: „Es lebe der Herzog von Orleans!“

Man trug die Königin, die immer noch mit einer Dymnastie kämpfte, in ihre Gemächer, man bettete sie auf ihrem Lager, und nur Frau von Campan blieb vor demselben stehen, um Wache zu halten über der Königin, von der man meinte, daß sie eingeschlummert sei.

Tiefe Stille herrschte jetzt in dem Gemache, und diese Stille weckte Marie Antoinette aus ihrer halben Betäubung. Sie öffnete die Augen, sie richtete sich empor, und da sie die Campan sah, welche vor ihrem Bette kniete, schlang sie ihre Arme um den Nacken der Getreuen, und lehnte schluchzend ihr Haupt an ihre Schulter.

„Oh, Campan,“ rief sie mit lauter, schmerzlicher Stimme, „das Unheil ist hereingebrochen, ich bin verloren! Es ist zu Ende mit dem Glück, und bald wird es auch zu Ende sein mit dem Leben! Ich habe heute das Krächzen der Todesraben vernommen! Wir werden niemals wieder glücklich sein, denn das Verderben schwebt über uns, und unser Todesurtheil gesprochen!“

10.

Das Erbe des Dauphins.

Seit vier Wochen tagte die National-Versammlung in Versailles, das heißt seit vier Wochen ward die politische

Aufregung immer größer, ward der Kampf der Parteien immer schroffer, immer feindseliger. Nur daß diejenige Partei, welche die Königin anseindete, viel stärker war, als diejenige, welche sie verteidigte. Oder, um die Wahrheit zu sagen, es gab für Marie Antoinette gar keine Partei, sondern es waren nur noch einige ergebene Freunde, einige treue Anhänger, welche es wagten, den bösen Verleumdungen, den gehässigen Gerüchten zu widersprechen, die von den anderen Parteien, den Parteien des Volkes, der Demokraten, der Orleans, der Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses verbreitet wurden. Alle diese vereinten sich, um die „Oesterreicherin“ anzugreifen, um ihr den letzten Schimmer von Liebe und Achtung zu verdunkeln, welcher noch aus früheren glücklichen Tagen in den Augen des Volkes ihr Haupt umstrahlte.

Als Mirabeau in der National-Versammlung den Antrag stellte, es solle die Person des Königs als unverleßlich erklärt werden, da erhob sich von allen diesen vierhundert Vertretern des französischen Volkes nur Ein Mann, um mit lauter Stimme, mit trotzigem Angesicht zu rufen: „Es sollen die Personen des Königs und der Königin für unverleßlich erklärt werden!“

Dieser eine war Toulan, der „Soldat der Königin.“ Aber die Versammlung antwortete auf diesen Antrag nur mit einem lauten Murren, einem verächtlichen Lachen, keine Stimme erhob sich für denselben, Niemand unterstützte diesen letzten Nothschrei für die Königin, und die National-Versammlung decretirte nur dies: „die Person des Königs sei unverleßlich.“

„Das heißt,“ sagte die Königin zu dem Polizei-Minister Brienne, welcher an jedem Morgen der Königin Bericht erstatten mußte über Alles, was in Paris und Versailles geschah, „das heißt, man hat gestern mein Todesurtheil unterzeichnet.“

„Ew. Majestät gehen zu weit,“ rief der Minister entsetzt, „ich meine, dies hat einen ganz andern Sinn, und eine durchaus andere Bedeutung. Die National-Versammlung hat die Unverleßlichkeit der Königin nicht ausgesprochen, weil sie damit hat sagen wollen, daß die Königin nichts mit der Politik zu schaffen habe, und daß es daher ganz unnötig ist, die Unverleßlichkeit der Königin auszusprechen.“

„Ach,“ seufzte die Königin, „ich wäre glücklich gewesen, wenn ich nicht nöthig gehabt hätte, mich um die abscheuliche Politik zu bekümmern. Es lag sicherlich nicht in meinen Wünschen und auch nicht in meinem Charakter. Aber meine Feinde haben mich dazu gezwungen; sie sind es, welche aus der harmlosen unbefangenen Königin eine Intrigantinn gemacht haben.“

„Ach, Madame,“ sagte der Minister erstaunt, „Sie brauchen da ein zu hartes Wort. Sie sprechen, als ob Sie zu ihren Feinden gehörten!“

„Nein, ich gebrauche das richtige Wort,“ rief Marie Antoinette schmerzlich. „Meine Feinde haben aus mir eine Intrigantinn gemacht. Jede Frau, welche mehr

als ihre Kenntnisse es ihr erlauben, und außerhalb der Grenzen ihrer Pflicht sich in die Politik mischt, ist nichts weiter als eine Intrigant. Sie sehen wenigstens, daß ich mir selber nicht schmeichle, obwohl es mich betrübt, mir selber einen so schlimmen Titel geben zu müssen. Die Königinnen von Frankreich sind nur glücklich, wenn sie sich um Nichts bekümmern, und sich nur so viel Einfluß bewahren, um das Glück ihrer Freunde machen, und ihre treuen Diener belohnen zu können. Wissen Sie, was mir neulich geschah?" fuhr die Königin mit einem trüben Lächeln fort. „Als ich mich zu der Privat-Berathung des Königs in die Geheimgewissens-Sitzung begab, hörte ich, während ich am Oeil de boeuf vorüberging, einen der Musiker so laut, daß ich jedes Wort verstehen mußte, sagen: „Eine Königin, die ihre Pflicht thut, bleibt in ihren Gemächern, und beschäftigt sich mit der Nadel und dem Strickstrumpf.“ Ich sagte leise in mir selber: „Unglücklicher, Du hast Recht, aber Du kennst nicht meine unselige Lage; ich gebe nur der Nothwendigkeit nach, und mein böses Geschick reißt mich vorwärts!“²

„Ach, Madame," seufzte der Minister, „könnten doch diejenigen, welche Sie anlagen, welche Sie beschuldigen, sich aus Ehrgeiz und Herrschsucht in die Regierung zu mischen, könnten doch diejenigen es hören, wie Eure Majestät in so rührenden Worten sich selber beschuldigen.“

„Mein Freund," sagte Marie Antoinette mit einem traurigen Lächeln, „wenn sie es hörten, so würden sie sagen, es sei nur eine eingelernte Phrase, mit welcher ich den gerechten Zorn meiner Feinde zu entwaffnen trachte. Es ist vergeblich, mich entschuldigen oder rechtfertigen zu wollen, denn Niemand will Etwas davon wissen. Ich muß schuldig, ich muß eine Verbrecherin sein, damit Diejenigen, welche mich anlagen, recht gehandelt haben, damit sie emporzuklimmen, indem sie mich herabziehen. Aber sprechen wir nicht mehr davon! Ich kenne meine Zukunft, ich fühle es klar und deutlich in meinem Kopf und in meinem Herzen, ich bin verloren! Aber ich will wenigstens muthig und entschlossen kämpfen bis zum letzten Augenblick, und wenn ich untergehen muß, so will ich wenigstens mit Ehren untergehen, mir selber getreu, und getreu den Gesinnungen und Anschauungen, in denen ich auferzogen bin. Sprechen Sie nur weiter, lassen Sie mich die neuen Libelle und Schmähschriften kennen, welche man gegen mich ausgestreut hat.“

Der Minister zog aus seiner Mappe ein ganzes Convolut gedruckter Brochüren und Flugschriften hervor, und breitete sie auf dem kleinen Tische vor der Königin aus.

„So viel auf Einmal," sagte die Königin traurig, indem sie zwischen den Papieren suchte und wählte. „Mein Gott, wie viele Mühe ich doch meinen Feinden mache,

² Der Königin eigene Worte. Siehe: Mémoires de Madame de Campan. II. 32.

und wie sehr sie mich hassen mögen, daß ich ein so jähes Leben habe! Da ist eine Brochüre, betitelt: „Guter Rath an Madame Desfait, so schleunig als möglich Frankreich zu verlassen.“ Madame Desfait, das bin ich, nicht wahr?"

„Es ist ein Name, Majestät, welchen die Bosheit des Herzogs von Orleans Ihnen beigelegt hat," erwiderte der Minister achselzuckend.

Die Augen der Königin blühten auf in Zorn, sie öffnete die Lippen zu einem heftigen Wort. Dann aber bezwang sie sich wieder und fuhr fort, die Brochüren, die Pamphlete und Caricaturen zu betrachten. Während sie das that, während sie diese von dem Gifte der Bosheit und des Hasses getränkten Worte las, welche ihre Feinde gegen sie schleuderten, rannen die Thränen langsam über ihre Wangen nieder, und zuweilen drang ein convulsivisches Schluchzen aus ihrer Brust hervor.

Der Minister Brienne hatte Erbarmen mit diesen tiefen klagelosen Schmerzen der Königin, er bat sie inne zu halten in der traurigen Lecture, er wollte die Schmähschriften und Libelle wieder zusammenpacken, aber Marie Antoinette hielt seine Hand zurück.

„Ich muß Alles wissen, Alles kennen," sagte sie. „Fahren Sie fort, mir Alles zu bringen und mitzutheilen, und lassen Sie sich durch meine Thränen nicht irre machen. Es ist wohl natürlich, daß ich empfindlich bin gegen das Böse, welches man von mir sagt, und gegen die schlechte Meinung, welche ein Volk von mir hegt, das ich liebe, und dessen Liebe zu verdienen ich zu jedem Opfer bereit wäre.“³

In diesem Augenblicke ward die Thüre des Cabinet's ohne weitere Ceremonie heftig aufgerissen, und die Herzogin von Polignac trat ein.

„Vergebung, Majestät, Vergebung, daß ich zu stören wage, aber—"

„Was ist es," rief die Königin emporspringend. „Sie kommen, mir ein Unglück zu melden, Herzogin! Es betrifft den Dauphin, nicht wahr? Seine Krankheit hat zugenommen?"

„Ja, Majestät, es haben sich Krämpfe eingestellt, und die Aerzte fürchten das Schlimmste!"

„Oh mein Gott, mein Gott," rief die Königin, ihre beiden Arme zum Himmel emporwerfend, „soll denn alles Unglück über mich herein stürmen! Ich werde meinen Sohn verlieren, mein geliebtes Kind! Hier sitze ich, meine erbärmliche Thränen um die Bosheit meiner Feinde, und während dessen ringt mein Kind in Todesschmerzen! Leben Sie wohl, Herr Minister, ich muß zu meinem Kinde!"

Und die Königin, alles Andere vergessend, nur an ihr Kind denkend, an den franken, sterbenden Dauphin, eilte vorwärts, stürzte durch die Gemächer dahin so ei-

³ Der Königin eigene Worte. Siehe: Malleville, Histoire de Marie Antoinette. pag. 197.

lendend Laufes, daß die Herzogin von Polignac ihr kaum zu folgen vermochte.

„Ist er todt?" rief Marie Antoinette den im Vorzimmer des Dauphins befindlichen Dienern und Lakayen entgegen, und wartete doch ihre Antwort nicht ab, sondern stürzte vorwärts, öffnete hastig die Thüre des Krankenzimmers und trat ein.

Da auf dem Bette, unter dem goldgefrangten Baldachin lag dieser bleiche, unbewegliche Knabe mit den geöffneten, starrenden Augen, mit den schmerzverzerrten, bläulichen Lippen, den verzerrten Mienen, das war ihr Kind, das war der Dauphin von Frankreich!

Um sein Lager standen die Aerzte, der rasch herbeigerufene Priester und die Diener, und blickten traurigen Auges auf das arme leichenblasse Geschöpf hin, das jetzt nichts mehr war als eine arme verwelkte Blume, ein Sohn des Staubes, der zum Staub zurückkehren sollte; blickten traurigen Auges dann auf dieses bleiche, zitternde Weib, das zu dem Lager heranschlich, und das jetzt nichts war, als eine gramgefüllte Mutter, die sich beugen muß unter der Hand des Schicksals, und fühlt, daß sie nicht mehr Macht und Gewalt hat über Leben und Tod, als der geringste ihrer Unterthanen.

Sie neigte sich über das Bett nieder, sie legte ihre Arme sanft um die kleine verschrumpfte Gestalt des armen Kindes, das lange schon traurigem Siechtum verfallen, und dem Tode entgegengeschwankt war, sie bedeckte dieses bleiche erkaltende Antlitz ihres Sohnes mit Küffen, benezte es mit ihren Thränen.

Und diese Küffe, diese Thränen seiner Mutter weckten das Kind noch einmal aus seiner Erstarrung, riefen es zurück in das Leben. Der Dauphin Ludwig erwachte noch einmal, er schlug die großen Augen auf, und da er über sich das in Thränen gebadete Antlitz seiner Mutter sah, lächelte er und versuchte das Haupt zu erheben, die Hand zu bewegen, um seine geliebte Mutter zu begrüßen. Aber der Tod hatte schon seine eisernen Bande um ihn gelegt, und hielt ihn zurück auf seinem Lager der letzten Erbensschmerzen.

„Leidest Du, mein Kind?" flüsterte Marie Antoinette, ihn zärtlich küssend. „Dast Du Schmerzen?"

Der Knabe blickte sie zärtlich an. „Ich leide nicht," flüsterte er so leise, daß es klang wie das letzte Flüstern eines abgehenden Geistes, „ich leide nur, wenn ich Dich weinen sehe, Mama."⁴

Marie Antoinette trocknete schnell ihre Thränen, und kniete neben dem Lager nieder, und fand in ihrer Mutterliebe die Kraft, ein Lächeln auf ihren Lippen festzuhalten, damit der Dauphin, dessen Augen unverwandt auf sie gerichtet waren, nicht sehe, daß sie leide.

Tiefe Stille herrschte jetzt in dem weiten Gemache; man hörte nichts als die leise geflüsterten Gebete der

⁴ Die eigenen Worte des sterbenden Dauphins. Siehe: Weber, Mémoires. I. Seite 209.

Umstehenden, die schweren, langsamen Athemzüge des sterbenden Kindes.

Einmal ward die Thüre leise geöffnet, und eine Männergestalt trat ein, ging leise auf den Fußspitzen zu dem Lager hin, und sank neben Marie Antoinette auf ihre Knie nieder. Es war der König, welcher eben aus dem Staatsrath herbeigerufen war, um seinen Sohn sterben zu sehen.

Jetzt mit lauter Stimme begann der Priester die Sterbegebete, und alle Anwesenden fielen mit leisem Gemurmel in dieselben ein. Nur die Königin vermochte es nicht, ihre Augen waren unverwandt auf den Sohn geheftet, der sie jetzt nicht mehr sah, dessen Auge gebrochen war im letzten Todeskampf.

Nun noch ein letztes Zucken, ein letztes Aufathmen. Dann tönte ein Schrei von Marie Antoinettes Lippen, und ihr Haupt sank nieder auf die Hand des Sohnes, die in ihren Händen ruhte, und die jetzt erstarrt war. Ueber die Wangen des Königs flossen langsam ein paar Thränen nieder, und seine zum Gebete gefalteten Hände zitterten.

Der Priester hob die Arme empor, und mit lauter, feierlicher Stimme rief er: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobt. Amen!"

„Amen! Amen!" murmelten alle Anwesenden.

„Amen!" sagte der König, indem er mit leiser Hand die weitgeöffneten Augen seines Sohnes schloß. „Gott hat Dich zu sich genommen, mein Sohn, weil er Dich vielleicht bewahren wollte vor vielem Leid und Kummer. Gesegnet sei sein Name!"

Die Königin aber neigte sich über das schon erkaltende Angesicht ihres Kindes und küßte seine Lippen. „Lebe wohl, mein Sohn," flüsterte sie, „lebe wohl! Ach warum konnte ich nicht mit Dir sterben, nicht mit Dir entfliehen aus dieser elenden, jammervollen Welt."

Dann, als berene die Königin die Worte, welche die Mutter geseufzt, erhob sich Marie Antoinette von ihren Knien, und wandte sich an den Priester, der eben die Leiche des Dauphins mit Weihwasser besprengte.

„Mein Vater," sagte sie, „die Kinder armer und mittelloser Eltern, welche am heutigen Tage in Versailles geboren werden, empfangen jedes von mir die Summe von tausend Francs. Ich will, daß der Sterbetag meines Sohnes für die Armen, welche nicht, wie ich, ein Kind verloren, sondern eins erhalten, ein glücklicher sei, und daß die Lippen glücklicherer Mütter den Tag segnen, an welchem mein Sohn starb. Haben Sie die Güte, mir morgen ein Verzeichniß der Neugeborenen zu bringen!"

„Kommen Sie, Marie," sagte der König, „der Körper unseres Sohnes gehört nicht mehr uns Lebenden, sondern den Gräbern unserer Ahnen in St. Denis, die Seele unseres Sohnes aber gehört Gott! Der Dauphin ist todt! Es lebe der Dauphin! Frau

Herzogin von Polignac, führen Sie den Dauphin zu uns in das Cabinet seiner Mutter! Geben Sie mir Ihren Arm, Madame!"

Und mit der stolzen und würdevollen Haltung, welche dem König in großen und bedeutsamen Momenten sehr wohl eigen war, reichte er der Königin den Arm und führte sie aus dem Sterbezimmer und durch die anstehenden Gemächer in ihr Cabinet.

„Ach mein Freund,“ rief die Königin, „hier sind wir allein! Hier darf ich weinen um mein armes, verlorenes Kind!“

Und sie schlang ihre beiden Arme um den Hals des Gemahls, und ihr Haupt an seine Brust gelehnt, weinte sie laut. Der König preßte sie fest an sein Herz, und die Thränen, die aus seinen eigenen Augen flossen, fielen in heißen Tropfen nieder auf das Haupt der Königin.

Sie sahen es Beide nicht, wie die Portièrre drüben leise geöffnet ward, und wie in derselben die Herzogin von Polignac erschien. Als sie aber die königlichen Gatten in inniger Umarmung sah, als sie ihr lautes Weinen hörte, trat sie zurück, neigte sich zu dem kleinen Knaben, welcher neben ihr gestanden, flüsterte ihm ein paar Worte zu, und indem sie ihn sanft vorwärts schob, trat sie zurück und schloß hinter ihm die Portièrre. Der kleine Knabe blieb einen Moment zaudernd und unschlüssig an der Thüre stehen, und heftete die großen Augen bald auf das Königspaar, bald auf den Strauß von Veilchen und Rosen, den er in seiner Hand hielt. Der kleine Ludwig Carl war von jener sanften rührenden Schönheit, welche Einem Thränen in die Augen treibt und das Herz mit Wehmuth erfüllt, weil man weiß, daß das Leben mit seinen rauhen Winterstürmen kein Mitleid haben wird mit dieser zarten Anschuldblichkeit, und daß das strahlende Engelsangeßicht des Kindes dereinst sich doch verwandeln muß in das umdüsterte wettergebräunte, schmerzdurchfurchte Angeßicht des Mannes. Anmuthig anzuschauen war die kleine zierliche Gestalt des vierjährigen Knaben, holdselig seine ganze Erscheinung. Sittelfchen von Saffian mit rothen Absätzen bedeckten seine kleinen Füße, weite Pantalons von dunkelblauem Sammet fielen bis über die Knie nieder, und wurden um die zarte Taille von einer blauweidenen Schärpe zusammengehalten, deren mit Spitzen besetzte Enden an der linken Seite niederfielen. Der Oberkörper war bekleidet mit einer blauen Sammetjacke, aus der über der Brust das mit Spitzen verbrämte gestickte Collet hervorpuffte. Das runde rosige Angeßicht mit den purpurrothen Lippen, dem Grübchen im Kinn, den großen himmelblauen, von langen dunkeln Wimpern beschatteten Augen und der hohen breiten Stirn war umrahmt von einer Fülle goldblonden Haars, das in langen schweren Locken bis auf die Schultern und über den Nacken niederfloß. Wie einer jener seligen Engel der raphaelischen Madonnenbilder war dieses Kind anzuschauen, und für einen

solchen hätte man ihn halten mögen, wäre nicht auf der linken Seite seines blauen Gewandes der silbergestickte, brillantfunkelnde Stern gewesen. Der Stern, welcher den Fürsten bezeichnete, war für das holdselige Kind das Siegel der Sterblichkeit, das Siegel, welches das Unheil ihm auf die kleine unschuldsvolle Brust gedrückt.

Einen Moment stand das Kind noch unentschlossen da, und schaute auf die weinenden Eltern hin, dann eilte es rasch vorwärts, und seinen Strauß emporhebend, rief es mit zitternder Stimme: „Mama Königin, ich bringe Dir Blumen aus meinem Garten.“

Marie Antoinette hob ihr Haupt empor, und blickte unter Thränen lächelnd zu dem Sohne nieder. Der König ließ die Gemahlin aus seinen Armen, um den Prinzen emporzuheben.

„Marie,“ sagte er, indem er ihn seiner Gemahlin darreichte, „Marie, siehe da unsern Sohn, siehe da den Dauphin von Frankreich.“

Marie Antoinette nahm seinen Kopf zwischen ihre beiden Hände, und blickte lange, mit Thränen in den Augen, und doch lächelnd in das liebliche rosige Angeßicht ihres Kindes. Dann neigte sie sich und drückte einen langen zärtlichen Kuß auf seine klare Stirn.

„Gott segne Dich, mein Kind,“ sagte sie feierlich, „Gott segne Dich, Dauphin von Frankreich. Mögen die Stürme, welche jetzt unseren Horizont umnachten, lange und glücklich vorübergegangen sein, wenn Du dereinst als König den Thron Deiner Väter besteigst. Gott segne und beschütze Dich, Dauphin von Frankreich!“

„Aber Mama,“ fragte das Kind leise und schüchtern, „warum nennst Du mich heute Dauphin, ich bin ja Dein kleiner Louis, und ich heiße Herzog von der Normandie.“

„Mein Sohn,“ sagte der König feierlich, „Gott hat gewollt, daß Du einen andern Namen und eine andere Bestimmung bekommst. Dein armer kranker Bruder Louis hat uns für immer verlassen. Er ist zu Gott eingegangen, und Du bist jetzt der Dauphin von Frankreich!“

„Und Gott gebe, daß es zu Deinem Glücke ist, mein Sohn,“ seufzte die Königin.

Der kleine Prinz schüttelte langsam sein Lockenhaupt. „Es ist gewiß nicht zu meinem Glücke,“ sagte er, „sonst würde Mama Königin nicht weinen.“

„Sie weint, mein Kind,“ seufzte der König, „sie weint, weil Dein Bruder, der bisher Dauphin war, uns verlassen hat.“

„Und er kommt niemals zurück?“ fragte das Kind lebhaft.

„Nein, Louis, er kommt niemals zurück.“

Der Knabe schlang seine beide Arme um den Hals der Königin. „Ach,“ rief er, „wie kann man nur seine liebe Mama Königin verlassen und niemals

wieder kommen. Ich will Dich niemals verlassen, Mama!“

„Ich bitte Gott, daß Du die Wahrheit sprichst,“ seufzte die Königin, ihn zärtlich an sich drückend. „Ich bitte Gott, daß ich vor Euch Beiden sterbe!“

„Nicht vor mir, oh, nicht vor mir,“ sagte der König erschauernd. „Ohne Dich, meine Theure, wäre mir das Leben eine Wüste, ohne Dich wäre der König von Frankreich der ärmste Mann seines Landes!“

Sie lächelte ihn traurig an. „Und mit mir wird er vielleicht der unglücklichste sein,“ flüsterte sie leise wie in sich hinein.

„Niemals unglücklich, Marie, wenn Du bei mir bist, und wenn Du mich liebst,“ sagte der König innig. „Weine jetzt nicht mehr, wir müssen den Schmerz überwinden, und uns dankbar dessen getrösten, was uns geblieben. Ich sage es noch einmal: der Dauphin ist todt, es lebe der Dauphin!“

„Papa König,“ sagte der Knabe hastig, „Du sagst, der Dauphin ist todt und hat uns verlassen. Hat er da auch Alles mitgenommen, was ihm gehört?“

„Nein, mein Sohn, er hat Alles zurückgelassen. Du bist jetzt der Dauphin und wirst dereinst König von Frankreich sein, denn Du bist der Erbe Deines Bruders.“

„Was heißt das, sein Erbe?“ fragte das Kind.

„Das heißt,“ erwiderte der König, „Dir gehören jetzt die Titel und Würden Deines Bruders.“

„Weiter nichts,“ fragte der Prinz schüchtern. „Ich frage nichts nach seinen Titeln und Würden.“

„Du erbst von ihm einen Thron, Du hast jetzt den Titel als Dauphin von Frankreich.“

Der kleine sagte schüchtern die Hand seiner Mutter, und hob seine großen blauen Augen sehend zu ihr empor. „Mama Königin,“ flüsterte er, „findest Du nicht, daß der Titel Herzog von der Normandie eben so schön klingt, oder wirst Du mich jetzt lieber haben, wenn sie mich Dauphin nennen?“

„Nein, mein Sohn,“ erwiderte die Königin, „ich werde Dich deshalb nicht lieber haben, und ich wäre sehr glücklich, wenn Du noch der Herzog von der Normandie wärst.“

„Dann, Mama,“ rief der Knabe lebhaft, „dann freue ich mich gar nicht über den Titel, den ich geerbt habe. Aber ich möchte wohl wissen, ob ich noch etwas Anderes von meinem lieben kranken Bruder geerbt habe?“

„Etwas Anderes?“ fragte der König erstaunt. „Was willst Du noch sonst begehren, mein Kind?“

Der kleine Prinz schlug die Augen nieder. „Ich mag es nicht sagen, Papa. Aber wenn es wahr ist, daß der Dauphin uns verlassen hat, und nicht wiederkommt, und doch nicht Alles mitgenommen hat, was ihm gehört, so giebt es wohl etwas, das ich so gerne

hätte, und welches mich mehr freuen würde, als daß ich jetzt der Dauphin bin.“

Der König wandte die Blicke fragend der Königin zu. „Verstehest Du, was er sagen will, Marie?“ flüsterte er.

„Ich glaube es zu errathen,“ sagte Marie Antoinette leise, und sie durchschritt rasch das Zimmer, öffnete die Thüre des Nebengemaches, und flüsterte dem dort befindlichen Pagen einige Worte zu. Dann kehrte sie zu dem Könige zurück, aber indem sie es that, trat ihr Fuß auf das Bouquet, welches den Händen des Prinzen entfallen war, als der König ihn vorher zu sich emporhob.

„Ach meine schönen Veilchen, meine lieben Rosen,“ rief der Prinz traurig, und sein Gesicht nahm einen weinerlichen Ausdruck an. Aber dann plötzlich raffte er sich zusammen, und zu der Königin aufblickend, sagte er lächelnd: „Mama Königin, ich wollte, Du gingest immer auf Blumen, die ich für Dich gepflanzt und gepfückt habe.“

In diesem Augenblick ward die Thür leise geöffnet, ein kleiner schwarzer Hund schlüpfte herein, und sprang wedelnd und winselnd vorwärts, grade zu dem Prinzen hin.

„Moufflet,“ rief das Kind, indem es auf seine Knie niedersank, „Moufflet!“

Der kleine Hund mit dem langhaarigen, lockigen Pelz setzte seine zarten Vorderpfoten auf die Schultern des Kindes und leckte ihm eifrig und zärtlich das lächelnde, rosige Angeßicht.

„Nun, mein Louis,“ fragte die Königin, „habe ich Dich errathen? War es nicht das Hündchen, welches Du gern gehabt hättest?“

„Mama Königin hat's errathen,“ rief der Knabe freudig, indem er seine Arme um den Kopf des Hundes schlang. „Gehört Moufflet auch zu meinem Erbe, Papa? Bekomme ich ihn, da mein lieber Bruder ihn zurückgelassen hat?“

„Ja, mein Sohn, der kleine Hund gehört zu Deinem Erbe,“ erwiderte der König mit einem traurigen Lächeln.

Das Kind jauchzte laut auf, und drückte das Hündchen fester an sein Herz. „Moufflet ist mein,“ rief er freudestrahlend, „Moufflet ist mein Erbe!“

Die Königin hob langsam ihre von Thränen gerötheten Augen zum Himmel auf. „Oh Kinderunschuld, oh Kinderglück,“ sagte sie leise, „warum gehen sie nicht mit uns durch das Leben? Warum müssen wir sie unter unsern Füßen zertreten, wie die Veilchen und Rosen meines Sohnes? Ihm fällt ein Königreich als Erbe zu, und er freut sich nur des kleinen Thierchens, das zärtlich seine Hände leckt! Die Liebe ist das schönste Erbe, die Liebe möge bei uns bleiben bis zum Tode!“